

Die Menschheit

Erscheint jeden Samstag

Abonnementsgelder
werden derzeit nicht erhoben.
Bestellungen willkommen.

Freiwillige Beiträge zu den Druckkosten
des Blattes — dasselbe wird ausschliesslich
durch Spenden seiner Ideenfreunde erhalten —
werden mit grossem Dank empfangen.

Deutsche Ausgabe

Beilage zur « Libre Pensée Internationale »

Administration: E. Peytrequin,
4, Louve, Lausanne, Schweiz

Wir werden Entgegnungen auf unsere Aus-
führungen gern zum Abdruck bringen.

Der Nachdruck unserer Aufsätze ist gestattet.

Lausanne, am 21. Oktober 1914.

An unsere Leser

In diesen letzten Tagen sind so viele erquickende Zustimmungsauserungen aus allen neutralen Ländern, vor allem auch aus der Schweiz, an uns gelangt, hat man so viele Exemplare unserer 1. Nr. erbeten, dass wir bekennen müssen, uns nicht für so lebhaften Zuspruch vorgesehen zu haben: Unsere Reserve an Exemplaren ist erschöpft. Wir können kein einziges mehr abgeben. Unsere neuen Nummern hingegen sollen in grösserer Auflage erscheinen und dann nach wie vor allen, die unserm Gedankengange folgen wollen, kostenlos zur Verfügung stehen. Wir hoffen andererseits darauf, dass alle diejenigen unserer Freunde, denen die schwere Kriegsnot die Mittel dazu belassen, ein Schärfelein zu unseren Druckkosten beisteuern werden, damit unser Blatt weiterbestehen und in immer weitere Kreise verbreitet werden könne.

Die vielen Briefe, die aus neutralen Ländern an uns gelangt, sind uns ein schöner Beweis dafür, dass unsere Thesen Stimmungen richtig zum Ausdruck brachten, die allüberall latent vorhanden waren. Vielleicht wird es uns so vergönnt sein, die ihrer Macht unbewusste öffentliche Meinung der unbeteiligten Kulturwelt stets mächtvoller zu organisieren. Vielleicht können wir so dazu beitragen, die Kriegführenden mehr und mehr von zwecklosen Ausschreitungen, die den Rachedurst des Gegners und stets schlimmere Repressalien mit sich bringen, abzuhalten; die Wiederkehr des Friedens, der allein fruchtbare Kulturarbeit ermöglicht, zu beschleunigen, und vor allem beim Friedensschluss selbst die Beschwerung des Besiegten mit unerträglichen Bedingungen, die die Völkerbeziehungen der Zukunft vergiften, und Anlass zu neuen Revanchekriegen geben würden, sowie die — demokratischen Prinzipien widersprechende — Annexion von Gebieten gegen den Willen der Bewohner hintanzuhalten.

Wir danken besonders auch unseren Freunden in allen Kantonen der deutschen Schweiz für ihre begeisterte Zustimmung. Möchte es uns gegeben sein, der Neutralität dieses Landes durch unsern Versuch unparteiischer Wertung der zeitgeschichtlichen Entwicklung einen neuen positiven Sinn hinzuzufügen.

Wir danken auch unseren Freunden im deutschen Reich, die uns Begrüssungsworte spendeten. Wir haben in Deutschland viel Widerspruch, viel Verkenning unserer Unparteilichkeit, aber auch mehr begeisterte Zustimmung bei einzelnen und auch bei ganzen mächtigen Verbänden gefunden, als wir voraussetzen konnten.

Eine Bitte an unsere Leser im Deutschen Reich möchten wir mit besonderer Herzlichkeit wiederholen: Man verschiebe nicht länger die Problemstellung zwischen ihnen und uns, indem man uns irgend welche tückische Absicht zugunsten des Dreiverbandes und zu Ungunsten Deutschlands, irgend welchen Wunsch, in die Auseinandersetzung der kriegführenden Staaten selbst, zugunsten des einen und zu Ungunsten des andern einzugreifen, andichtet. Wir sind von französischer Seite mit gleichen Argumenten und noch grösserer Erbitterung der Parteinahme für Deutschland bezichtigt worden... All das ist Unsinn. Unsere Ziele liegen ausschliesslich in humanitärer Richtung, ihre Erfüllung würde beiden kriegführenden Parteien und vor allem der Zukunft aller Beteiligten zugute kommen.

Gewiss besteht ein Gegensatz zwischen uns und der heute im Deutschen Reich vorherrschenden Stimmung. Wir waren und bleiben Friedensfreunde und suchen der Wiederkehr und vor allem der endgiltigen Sicherung des wieder zu erlangenden Friedens zu dienen. Wir stehen nach wie vor treu zu jenen Thesen, die bis zum Kriegsausbruch auch in Deutschland von einer starken Minderheit des Volkes gebilligt wurden. Mit dieser unserer pazifistischen Gesinnung setze man sich auseinander, das ist ehrlicher Ideen-

kampf. Eine Weiterführung des Versuches jedoch, diese Problemstellung zu fälschen und uns als Freunde der mit Deutschland im Kampfe stehenden Staaten bei unseren deutschen Freunden zu verdächtigen, weisen wir als unlautere, auch in Kriegszeiten unerlaubte Kampfweise zurück.

Unbeirrt durch die « schriftlichen » Einschüchterungsversuche von deutscher Seite, unbeirrt durch die persönlichen Drohungen von französischer Seite¹⁾, werden wir auch weiter jene Linie der Unparteilichkeit festzuhalten suchen, die allein unserm Gewissen entspricht.
Die Redaktion der Menschheit.

Krieg - Menschlichkeit - Deutsheit

(Aus dem Briefe eines deutschen Schweizers an einen Franzosen)

Bern, im Oktober 1914.

... Wenn Grausamkeiten gegen wehrlose Menschen in diesem Kriege geschehen sind, so geschahen sie, nach den vorliegenden Berichten zu schliessen, auf beiden Seiten und jedenfalls nicht « auf Befehl », wie Sie das von deutschen Soldaten und Offizieren zu glauben scheinen, und vieles ist, für Reims und für anderswo, von den erregten Meldungen solcher Gewalttaten abzuziehen. Ich war gestern in der mir nächst gelegenen reichsdeutschen Stadt, in Konstanz, wo im hellen schönen Lazarett verwundete Franzosen mit bleichen Lippen neben deutschen lagen, wo die Strassen von feldgrauen Uniformen genesender deutscher Verwundeter wimmelten und abends in den Kirchen die Frommen beim Rosenkranz sich drängten: da hörte ich sogar Frauenmünd berichten, dass die Franzosen deutsche Gefangene zu kreuzigen pflegten und ihnen zuletzt einen grossen Nagel durch die Brust schlugen! Auch hier in der friedlichen Schweiz sehen wir oft die unglaublichsten Nachrichten über Kriegseignisse bei uns und im Ausland auftauchen und wieder verschwinden. Nach einem Lausanner Blatt sollte der in Basel internierten französischen Sanitätsabteilung alles, was sie bei sich getragen, abgenommen worden und verschwunden sein; jetzt aber erklärt der schweizerische Generalstabschef v. Sprecher offiziell, dass die in Basel gefangen gehaltenen französischen Sanitätsoffiziere laut Bericht des Platzkommandanten noch ganze Bündel von Tausendfrankennoten bei sich tragen und zum Mittagessen den feinsten Champagner trinken. Verbrecherische Naturen gibt es ja überall, und so werden Deutsche und Franzosen unter ihren Millionenheeren auch den ihnen statistisch zukommenden Prozentsatz von erblich belasteten und sittlich verkommenen Menschen mitgenommen haben; aber einstweilen dürfen wir wohl die in den Taschen deutscher Soldaten gefundenen Kinderhändchen, wie die im Lazarett zu Orchies abgeschnittenen Nasen und Ohren deutscher Verwundeter ins Märchenreich verweisen.

Also Vorsicht ist geboten, besonders für uns Neutrale und nach beiden Seiten hin billig gesinnte Zuschauer, gegenüber voreiligen und aufgeregten Berichterstattungen vom Kriegsschauplatz her. Die Wahrheit, die sich in der Regel nach einigen Tagen herausstellt, ist ja meist noch immer schlimm genug: im Falle von Reims also die Beschiessung der Kathedrale durch Feldgeschütze und durch einen Mörserschuss, sowie die arge Gefährdung der ganzen Kirche durch Brand und Einsturz, im Falle von Löwen die Beschädigung der Kirche St. Peter, die Verbrennung der Tuchmacherhalle mit der Universitätsbibliothek und die schwere Bedrohung der ganzen Stadt durch das überallhin verbreitete Feuer: auf einer Aufnahme des durch die Anstrengungen der Deutschen schliesslich

¹⁾ Mit denen wir uns in der vierten Nummer unserer Wochenschrift auseinandersetzen mussten.

geretteten Rathauses sieht man dessen eine Schmal-
seite durch den Brand des anstossenden Gebäudes
von oben bis unten geschwärzt!

Da drängt sich dem neutralen Zuschauer doch unabweisbar die Frage auf: waren diese schlimmen Zerstörungen, waren diese bei weitem schlimmeren Gefährdungen herrlicher Schätze der Menschheit nötig und wie lassen sie sich in Zukunft verhüten?

Denn was Ihre deutschen Freunde, Herr R., Ihnen geschrieben haben, um das « Strafgericht » über Löwen zu rechtfertigen, scheint mir nicht stichhaltig und dürfte auch kaum von allen urteilsfähigen Reichsdeutschen unterschrieben werden.

« Krieg ist Krieg », gewiss. Aber er soll gegen Menschen und ihre Kriegsmittel, nicht gegen ihre unersetzlichen Geisteswerke geführt werden. Der Feldzug der Deutschen von 1870/71 war auch ein Krieg; er hat die Strassburger Bibliothek vernichtet, aber bei der Beschiessung von Strassburg und von Paris die wunderbare Fassade Erwins von Steinbach, den kühnen Chorbau von Notre Dame geschont und die Tuilerieen und das Hôtel-de-Ville der Kommune zu zerstören und zu schädigen überlassen. Konnte er nicht auch in Reims durch einstweiligen Verzicht auf die Stadt die von der Kathedrale gedeckten Verteidiger für alle Zeiten als die wahren Feinde Frankreichs und seiner Kunst hinstellen und die ehrwürdige Krönungsstadt Chlodwigs und des heiligen Ludwig zur Seite liegen lassen, auch wenn er diese Tat frommer Verehrung, diese Verklärung des deutschen Namens, vielleicht mit einem augenblicklichen Nachteil oder Mannschaftsverlust hätte bezahlen müssen? Denn ich bekenne ohne Schen, dass mir nicht, wie dem tragischen Dichter Gerhart Hauptmann in seiner Antwort auf Ihren Offenen Brief, eine verwundete Menschenbrust schmerzlicher ist als der Verlust eines grossen Kunstwerks. Das Elend, das der Krieg bringt, indem er die blühende Jugend mordet und trostlose Mütter, Bräute, Witwen und Waisen macht, geht mir zu Herzen wie nur einem (auch ich habe Sohn, Schwieger-söhne, Neffen an unserer Grenze und im reichsdeutschen Heer stehen); aber hier heisst es wirklich: Krieg ist Krieg, und mit Männern muss er geführt, mit Männern bezahlt werden. Nicht mit Kunstwerken, mit Bauten vor allem nicht, in denen grosse Geschlechter der Vorzeit ihr Bestes und Edelstes ausgesprochen und niedergelegt haben, an denen die künftigen Geschlechter des eigenen Landes und der ganzen Menschheit Erhebung zum Höchsten und Vorbild zu gleichem Schaffen finden sollen! Denn das Leben hat doch einzig Wert durch das was über das Leben erhebt.

Und « die Deutschen sind Deutsche », sagen Ihnen weiter Ihre Briefe aus Deutschland: « sie geben sich selbst die Gesetze ihres Handelns und dürfen nicht mit dem Massstab anderer Völker gemessen werden ». Wenn Deutsche Ihnen so geschrieben haben, um damit den Einfall in das neutrale Belgien und dessen Folge, das Schicksal von Löwen, von Mecheln (und vielleicht jetzt von Antwerpen!) zu rechtfertigen, so geschah dies unter dem schmerzlichen Eindruck der Stellung Deutschlands in diesem unseligen Kriege, des förmlichen Ueberfalles, den drei grosse Nationen Europas verbündet gegen die alleinige vierte und ihre durch innere Kämpfe geschwächte Bundesgenossin ausgeführt haben, — eine Lage, die aller Billigkeit und Ritterlichkeit Hohn zu sprechen und die deutsche Regierung in der Tat zu aussergewöhnlichen Schritten und zur Verteidigung einer Politik der Gewalt zu berechtigen schien. Sind denn sonst wirklich die Deutschen in Deutschland, in Oesterreich, in der Schweiz diese masslosen Gewaltmenschen, die man für eine einmalige Verletzung des Völkerrechts mit dieser ihrer Naturanlage ent-

schuldigen müsste, wie man den Wolf für den Einbruch in den Schafstall mit seiner Wolfsnatur entschuldigt, aber ihn gleichwohl dafür totschießt? Sind wir Deutschen (ich brauche das Wort im weitesten Sinne) denn nicht von jeher die Vertreter des weitherzigsten Weltbürgertums gewesen, das in Kultur, Bildung und Wissenschaft allem guten Fremden stets willig Bürgerrecht gewährte und die Gerechtigkeit gegen die Gemütsart und die Lebensweise anderer Völker oft bis zur Preisgabe des eigenen Wesens getrieben und übertrieben hat? In Gedanken, ja, sind wir stets kühn und überschwenklich gewesen und haben in der deutschen Reformations- und der ganzen Welt, haben in Leibniz und Kant und Schiller Euch Franzosen und Eurer grossen Revolutionszeit manches vorgebracht und vorgedacht, sind auch dem heutigen Frankreich in Nietzsche Wecker und Führer gewesen; aber wann hätten wir je in der Welt eine Stellung eingenommen oder auch nur beansprucht, wie die Eures vierzehnten Ludwig, Eures ersten Napoleon es war, oder wie sie England heute noch mit seiner Macht über die Meere und Länder der ganzen Erde behauptet? Wir sind doch Jahrhunderte lang mit dem Ruf des Volkes der Dichter und Denker, der tiefen Ethiker und der grossen Musiker zufrieden gewesen. Wohl hat Deutschland seinerzeit sich aus jahrhundertelanger Zersplitterung und Ohnmacht zu einem starken Bundesstaat geeinigt und ohne Gewalt ist es dabei nicht abgegangen; aber die Aufrichtung des neuen Kaisertums unter dem anfangs demütig widerstrebenden König Wilhelm und vor den Toren von Paris, das ihm offengestanden hätte, war doch alles eher als massloser Gebrauch der Gewalt. Wohl hat seither das neue Deutsche Reich nach dem Vorgang anderer Grossstaaten (und sogar etlicher Kleinstaaten) sich auch einigen überseeischen Besitz gesichert, um für seine wachsende Bevölkerung und ihren Gewerbefleiß ein Betätigungsgebiet zu gewinnen. Aber wer von den jetzigen Feinden Deutschlands darf ihm daraus ohne Erröten einen Vorwurf machen? Und wenn darob das zur Weltrolle erwachte deutsche Volk, seinen Kaiser an der Spitze, einmal auch den Ruf erhebt: « Deutschland in der Welt voran! » — ist das etwa weniger erlaubt als das « Rule Britannia », das der Engländer seit einem Jahrhundert singt und ausübt? Aber in einer sonst politisch harmlosen Zeitung der welschen Schweiz sehe ich heute einen Einsender sogar gegen das unschuldige « Deutschland, Deutschland über alles » sich ereifern, das er freilich als « L'Allemagne par dessus tout! » (statt *avant tout*) gründlich missversteht! Nein, die Liebe zur Heimat im engern und im weitern Sinne wollen wir uns durch keinen Imperialismus und durch keinen Feind des Imperialismus verleiden lassen!

Wohl aber dem Imperialismus wollen wir absagen: der Herrschaft und dem Dienste der Macht, dem Rechte des Starken über den Schwachen, der Verehrung für die grosse Zahl und die gepanzerte Faust! Dieser Zug einer durch lange Friedenszeiten und grosse technische Fortschritte verwohnten Zeit geht heute durch alle Grossstaaten und verführt und bedrückt die kleinen Völker. Nicht bloss grosse Monarchien sind ihm erlegen; auch die grossen Republiken müssen den allgemeinen Wettlauf um das stärkste Landheer, um die zahlreichste Flotte mitmachen, bis dann plötzlich auf einen verhältnismässig geringen Anlass hin an allen Grenzen die Gewehre von selbst losgehen und in allen Meerengen die gelegten Minen springen und man sich erstaunt fragt: Wie war das nur möglich in unserem gebildeten Jahrhundert unter den gebildetsten Staaten der Welt? Sie, verehrter Freund, haben in Ihrer hochsinnigen Besprechung der Zeitlage, die Sie mir soeben haben zusenden lassen, als Schuldige die drei Kaiser Europas bezeichnet. Aber trägt nicht auch Frankreich eine grosse Schuld durch die beständige und systematische Pflege seines alten Rachedenkens gegen Deutschland? und nicht auch England durch seine Eifersucht auf das Anwachsen Deutschlands, seiner Flotte und seiner Kolonien? Nicht auch wir Kleinen und Schwachen, mit unserer blinden Bewun-

derung des Erfolges und des Glanzes, mit unserer Lässigkeit im Kampf für die geistige Freiheit, die wir vor allen zu hüten berufen waren?

Wie diesem Feind unser aller, der ganzen Menschheit, zu bezeugen sei? Einstweilen müssen wir das Kriegsgewitter leider untätig und ergeben austoben lassen und es vielleicht mit ansehen, dass ein siegreiches Deutschland Belgien samt dem Kongo als Beute beansprucht und sich dadurch, aber ohne dass diesmal das Recht auf seiner Seite ist, ein zweites Elsass-Lothringen schafft, — oder aber dass ein Sieg des Dreiverbandes Deutschland verstümmelt und beraubt und dadurch einen abermaligen Rachekrieg heraufbeschwört. Gegen alle diese drohenden Möglichkeiten können wir nur, und zwar zum Frommen der Beteiligten selbst, lebhaftes Einsprechen erheben, wenn sie auch wohl kaum wird gehört werden. Was kann man — sonst wehrlos — in diesen schweren Tagen des Kriegs besseres tun, als die Wahrheit zu sagen nach beiden Seiten hin, sich vielleicht beide Teile dadurch zu Feinden zu machen, aber dafür seine Seele zu retten?

D^r Ferdinand VETTER,

Professor a. d. Universität Bern.

Wir freuen uns, in unserem bescheidenen Blatte diesen offenen Brief eines Mannes zum Abdruck bringen zu können, der wie kaum einer ein glühendes deutsches Nationalgefühl und volle Gerechtigkeitsliebe mit einander zu verbinden gewusst hat. Wie er als Rektor der Universität Bern in mutvoller Weise für die Gemeinsamkeit Deutschlands und der Schweiz eingetreten und wie er neuerdings auch sein Wort zu Gunsten Belgiens erhob, das ist ja wohl noch in allgemeiner Erinnerung.

Die Redaktion der « Menschheit ».

Der Krieg von der Nähe besehen

Wir wollen unseren Lesern das Bild eines der unzähligen Trauerspiele geben, wie sie sich jetzt stündlich auf einem Theater von 500 km. Rampenlänge — zwischen Nordsee und Vogesen — abspielen, von einem französischen Krankenwärter festgehalten und im *Temps* abgedruckt.

Der Erzähler begibt sich mit zwei Aerzten in einen Bauernhof hinter der französischen Kampflinie, wo deutsche und französische Verwundete liegen.

« Wir treten ein. Die Küche und drei Stuben zu ebener Erde sind mit Verwundeten belegt: französische und deutsche Uniformen durcheinander; einige Offiziere. Sechs unverletzte deutsche Soldaten, drei davon mit dem Abzeichen des roten Kreuzes, die — zu ihrer Ehre sei es betont — alle Verwundeten, Deutsche und Franzosen, mit der gleichen Sorgfalt betreuen. Zu unserer Freude finden wir auch bereits einen französischen Arzt und einige Wärter zu unserer Unterstützung.

Viele von diesen auf blutiges Stroh gebetteten Unglücklichen haben entsetzliche Wunden. Immer kommen neue, von allen Richtungen. Der Bauernhof war ihnen der ebenedeute Zufluchtsort und sie schleppten sich dahin wie sie es vermochten, ob er gleich für viele von ihnen das Grab bedeutete.

Nach Ablauf einer Stunde ist jeder Winkel belegt, bis auf die Türstufen. Die am übelsten Zugerichteten sind auf Betten und Matrasen gelagert. Ein Soldat verlangt zu trinken; wie er sich aufrichtet, um die Hand nach dem Glas Wasser auszustrecken, das man ihm reicht, trifft eine Kugel durch den Fensterladen ihn gerade ins Herz. Er verscheidet ohne einen Klage laut. Niemand zuckt zusammen, niemand sagt etwas. Wozu etwas sagen? Die Reihe kommt vielleicht im nächsten Augenblick an sie.

Wozu klagen? Sie haben schon *soviel* gesehen. Das Herz ist tot fürs Leiden. Und ringsherum wüten die Kartätschen, die Bäume knickend, die Mauern durchschlagend.

Eine kurze Feuerpause gestattet uns, die Mehrzahl der Verwundeten hinauszuschaffen. Die beiden Aerzte bleiben allein mit den letzten Verwundeten und mit den Deutschen, die ihnen wahrhaft mutig zur Seite stehen. Est ist 3 Uhr nachmittags. Das Schiessen, das etwas gelinder geworden war, rast heftiger denn zuvor. Die Granaten pfeifen ohne Unterlass von den Batterien der deutschen Seite herüber.

Ein Adjutant, der grässlich verwundet ist, fleht uns an: « Meine guten Freunde, aus Barmherzigkeit legt mich in den Wagen! » Im Wagen sein,

der im Hof eine zweite Ruhepause erwartet, um eine neue Ladung Verwundeter fortzuschaffen, das dünkt den Unglücklichen die Rettung. Wir erfüllen seinen Wunsch. Kaum ist er im Wagen, so platzt ein Schrapnell und — er hat ausgelebt.

Da wird das Schiessen immer zielbewusster. Ich sehe die Aerzte, gleichgiltig gegen die immer drohendere Gefahr, sich um die Verwundeten beschäftigen. Die Bomben fallen immer näher dem von uns eingenommenen Teil des Gebäudes. Schon sind die meisten Nebengebäude eingestürzt. Im Stall verzweifelt Brüllen der Kühe.

In der Küche ruft mich ein Verunglückter. Er hat eine Kugel mitten in der Brust und sinkt. Er stemmt sich auf einen Arm, und der gleitet auf dem blutgetränkten Stroh immer aus. Mit der andern Hand sucht er auf seiner Brust, in seiner von gestocktem Blut steifen Mütze, einen Brief, den er mir mit Tränen in den Augen hinhält. « Gleich wird's aus sein, nicht wahr? » sagt er. « Wir werden's wohl alle beide nicht mehr lange treiben. Aber wenn Du *doch* davonkommst: schau, da ist ein Brief. »

Er unterbrach sich. Ein Geschoss flog daher, fiel aber zwanzig Meter entfernt auf den Weg. Der arme Bursch sah mich an. Er lächelte traurig durch seine Tränen. Ich nahm den mir hingehaltenen Brief. « Meine Braut! » murmelte er. Und ich sah zwischen seinen blutigen Fingern ein kleines Büschel schwarzer Haare, das er mit unendlicher Zärtlichkeit an seine Lippen drückte. Ich setze mich neben den Verwundeten; lauschend, unter Anspannung aller Nerven und Muskeln. Wir erwarten den Tod jetzt mit Ungeduld. Nachdem wir mit allen Kräften gegen ihn gekämpft, unsere Pflicht erfüllt haben, ersehnen wir ihn jetzt fast, diesen grossen Befreier von aller Angst und allem Leiden.

Und als hätte er unsern Ruf vernommen — da ist er ja auch schon. Indem ich zur Decke blicke, sehe ich den weissen Gips sich wie ein Leintuch senken, in dem gähnenden Riss erscheint das Hinterteil einer ungeheuren Granate.

Der Plafond bildet einen Trichter und gleichzeitig höre ich das Knarren und Krachen der Balken, und die grausige Detonation. In meinem Hirn wird's Nacht. Ich höre nicht mal mehr die Kartätschen gegen die Mauern schlagen. Ich komme zu mir, halb erstickt vom Staub und den Dämpfen des verbrannten Dynamits.

Ich arbeite mich mit Mühe hervor. Ich steckte unter dem Hauptbalken, der mit einem Ende auf die Mauer, mit dem andern auf den Boden und den nunzerschmetterten Sessel, auf dem ich im Augenblick der Explosion gesessen hatte, aufliegt. Nach rückwärts zu Boden geworfen, war mein Kopf in Ziegel, Gips und sonstiges Trümmerwerk gewühlt.

Nahe dem Ersticken, bekommen wir nun wieder Luft, denn das Haus ist von oben bis unten geborsten und der blaue Himmel lacht zu dem offenen Dach herein. Die am wenigsten Beschädigten graben ihre Gefährten heraus. Ein Deutscher gestikuliert wie wahnsinnig: « Zum Keller! Zum Keller! » Und sein Ausdruck, sein Schrei wirken mir fast komisch in der furchtbaren Scene. Fast alle sind blutüberströmt. Der arme Bräutigam ist tot, zermalmt.

Nur an einer einzigen Stelle ist noch ein Stück Dach vorhanden. Dort liegt ein totwunder Sergeant und schaut mit gleichgiltigem Blick nach der Decke, die sich krachend neigt, um ihn zu begraben.

Wir tragen die Verwundeten in den Keller. Währenddessen unterhalte ich mich mit den Deutschen.

« Meine arme Frau! Meine armen Kinder! » sagte der eine, dem eine Granatexplosion den Bauch zerrissen hat. Ein anderer sagte: « Meine Frau, die ist Französin und in einer Truppe von Gefangenen habe ich meinen Schwager gesehen. »

Da hört man aus einem finstern Winkel ein langes Schluchzen. Eine weibliche Stimme weint: « Alle meine Kinder sind tot und mein Mann wurde da oben auf dem Hof umgebracht. » Das ist die Bäuerin vom Hof. Sie hat gehört, wie die Deutschen jammern und ich habe es auf französisch wiederholt und sie muss nun auch ihr Elend herausschreien.

Und im Hof oben habe ich hernach den Wacht hund vor den Ueberresten seines Herrn mit seinem Tierschmerz ringen sehen. »

Verantwortl. Verleger: H. Bornand
Buchdruckerei F. Ruedi, Lausanne